

**Z**wei Stunden vor Mitternacht erreicht Bruder Ciriaco Jun Santiago das Bestattungsinstitut, die Nacht klebt wie ein nasses Laken an seinem Körper. Es sind noch immer mehr als 30 Grad Celsius. Schweißtropfen laufen von Santiagos Stirn über den Nasenrücken und tropfen auf den Asphalt.

Es sind die Toten des Drogenkriegs, die Santiago, den Missionar, hinaus in die Nacht treiben. Er ist hier, um nach ihnen zu sehen. Santiago betritt das Büro. Ein kauziger kleiner Mann im Feinrippunterhemd sitzt am Schreibtisch, er erstellt Berichte über das Sterben.

Ein paar Sekunden lang hält Santiago sein Gesicht vor den Wandventilator, der die stickige Luft des Büros verquirlt. »Was gibt's Neues?«

Orly Fernandez, der Bestattungsunternehmer, zeigt schweigend auf eine weiße Tafel. Drei Namen stehen darauf:

Jerito Garganta, 34.

Angelito Lizada, 29.

Noel Pineda, 47.

Sie alle wurden erschossen, sie alle sind Opfer eines Schattenkriegs, den Präsident Rodrigo Duterte seit drei Jahren mit großer Brutalität im Land führen lässt. Polizisten, Bürgerwehren und Killerkommandos jagen Menschen, die angeblich mit Drogen handeln, sie konsumieren oder einfach nur verkehrt im Weg stehen. Die philippinische Polizei gibt an, dass mehr als 6600 Drogendealer und Konsumenten seit 2016 bei Einsätzen gestorben seien. Die unabhängige Menschenrechtskommission der Philippinen schätzt: 27 000.

Santiago ist ein Chronist dieser Toten. Er ist ein 47-jähriger Mann mit sanfter Stimme, stechenden Augen und schwarzen Locken, die auf seine Schultern fallen. Um seinen Hals baumelt eine Kamera.

Seit Dezember 2016 dokumentiert der Missionar von der Ordensgemeinschaft Kongregation des Heiligsten Erlösers den Drogenkrieg in Malabon, einem Stadtteil Manilas, in dem 350 000 Menschen leben. Er fotografiert Tatorte und Leichen, dokumentiert Zeugenaussagen, versteckt Zeugen, kümmert sich um Hinterbliebene.

Das Bestattungsinstitut ist zum Hauptquartier von Santiagos Mission geworden. Er verbringt hier viele Nächte. Der Missionar und der Bestattungsunternehmer bilden ein ungewöhnliches Duo.

Fernandez ist ein begeisterter Unterstützer von Duterte, aber er informiert Santiago, den Kirchenmann, über Tatorte, er hilft ihm, die Familien der Opfer ausfindig

zu machen. Santiago hilft den Angehörigen, die zu arm sind, um sich Fernandez' Einbalsamierungen leisten zu können. Mehr als 370 Beerdigungen habe er schon bezahlt. Er finanziert die Hilfe aus seiner Kollekte, aus den Spenden von Hunderttausenden Gläubigen. Santiago berichtet, dass unzählige Leichen in anonymen Massengräbern verscharrt werden, weil die Familien die Kosten nicht aufbringen können.

Die meisten Philippiner, so scheint es, haben sich mit den brutalen Zuständen unter Duterte arrangiert. Die Zustimmung für den Präsidenten wächst, obwohl so viele Menschen sterben. Trotz der Aberausenden Toten mögen ihn nach drei Amtsjahren satte 80 Prozent. Die Zwischenwahlen im Mai waren ein Triumph Duterdes. Die von ihm unterstützten Kan-

sidenten und seiner Anhänger zu spüren. Drei Priester wurden seit Dezember 2017 ermordet. Im Juni vergangenen Jahres erschossen zwei maskierte Männer den Pfarrer Richmond Nilo in seiner Kirche, als er den Gottesdienst beginnen wollte. Hohe Würdenträger erhalten Morddrohungen, weil sie Duterte kritisierten. Bischöfe und andere Würdenträger forderten den Präsidenten vergangenes Jahr auf, die Hetze gegen die Kirche einzustellen, denn sie führe zu Verbrechen gegen Priester.

Doch Duterte sagte: »Diese Bischöfe, die ihr da habt – bringt sie um. Das sind nutzlose Idioten. Die kritisieren nur rum.« Er lästert regelmäßig über Gott und nennt den Papst einen »Hurensohn«.

Santiago sagt, die Kirche habe viel zu lang geschwiegen. Obwohl auch er angefeindet wird, will er etwas verändern. »Ich wollte mehr tun, als nur Beerdigungen zu finanzieren. Ich musste raus auf die Straße zu den Menschen«, erzählt er. Deshalb bat er seine Vorgesetzten um Erlaubnis, den Drogenkrieg zu dokumentieren.

Es ist weit nach Mitternacht, als Santiago beschließt, die Totenwachen der drei Opferfamilien zu besuchen, von denen er in Fernandez' Leichenhalle erfahren hat. Das Navigationssystem lotst ihn durch menschenleere Straßen der Hauptstadt. Wenn die Nacht über Malabon hereinbricht, ziehen sich die meisten Menschen aus Angst in ihre Wohnung zurück.

»Das erste Mordopfer, das ich gesehen habe, hieß Michael«, erzählt Santiago. Hunderte folgten. An Michael, sagt er, könne er sich heute noch erinnern, so wie an die Worte des Polizisten, der ihn erschossen

hatte: Es sei eine bedauerliche Verweichung gewesen.

Seither zieht Santiago mit seinen Fotos durch die Kirchen Manilas, konfrontiert die Gläubigen mit den verstörenden Bildern der Toten, er will die Gleichgültigkeit durchdringen und die Leute zwingen, sich mit dem täglichen Morden zu beschäftigen.

In einem Slumviertel in der Hafengegend parkt Santiago den Wagen unter einer defekten Straßenlaterne, die Lichtblitze in die Nacht wirft. Ein schmaler Durchgang führt in ein dunkles Labyrinth aus Wellblechhütten und unverputzten Betonbauten. Die Hitze der Nacht liegt über den Dächern des Viertels Barangay 28. Ein paar Anwohner sitzen noch vor ihren Hütten und weisen Santiago in die Richtung des Hauses der Familie Garganta. Am Ende einer Gasse, zwischen Kloakenpfüt-

# Erlöse uns von dem Bösen

**Philippinen** Im Drogenkrieg von Präsident Rodrigo Duterte sterben Tausende.

Nun stellen sich in der mächtigen katholischen Kirche viele gegen ihn. Doch die Geistlichen, die sich für die Opfer einsetzen, müssen selbst um ihr Leben fürchten.

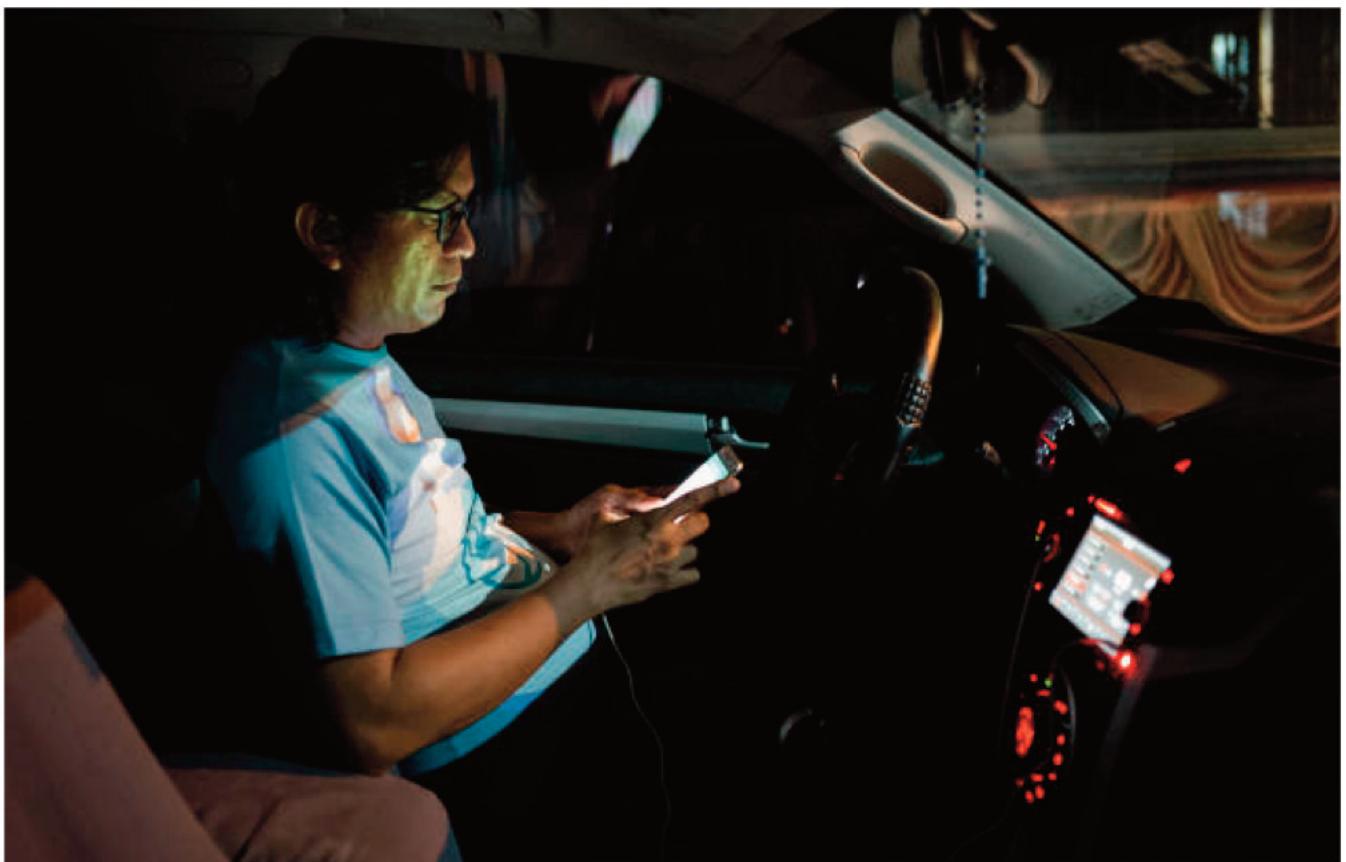
Von Carsten Stormer  
und Carlo Gabuco (Fotos)

didaten zogen in den Senat ein, die Opposition gewann nicht einen einzigen Sitz hinzu.

Die philippinische Demokratie ist angezählt: Die Regierung würde gern die Verfassung ändern, die Todesstrafe wiedereinführen und die Strafmündigkeit auf zwölf Jahre senken. Duterte hat sein Land aus dem Internationalen Strafgerichtshof verabschiedet, im Süden des Inselreichs herrscht weiterhin Kriegsrecht.

Nur eine Minderheit kritisiert bisher Dutertes Krieg: Studenten, linke Aktivisten, Opfer der Marcos-Diktatur, prominente Schauspieler und Sänger. Doch zunehmend stellt sich auch die mächtigste Institution des Landes gegen den Präsidenten: die katholische Kirche.

Wenn Geistliche öffentlich Widerspruch wagen, bekommen sie den Zorn des Prä-



Priester Villanueva am Sarg des Erschossenen Garganta, Missionar Santiago in Malabon: Verstörende Bilder von Toten

zen und Küchenabfällen, liegt der einbalsamierte Leichnam von Jerito Garganta, aufgebahrt in einem weißen Holzsarg. Betrunkene Männer spielen johlend Karten und trinken Bier aus Plastikbechern.

Die Schwester des Toten, eine schwere Frau mit verweinten Augen, stemmt sich müde aus ihrem Plastikstuhl, als Santiago sie besucht. »Zwei Jahre saß Jerito wegen Drogenhandel in Untersuchungshaft, dann wurde die Klage fallen gelassen«, sagt Leah Garganta und wischt sich eine Träne von der Wange. Nach Ostern sei er aus dem Gefängnis entlassen worden. Kaum zwei Wochen später war er tot, erschossen von zwei maskierten Unbekannten am Eingang seines Viertels.

Schluchzend erzählt die Schwester von den Kosten für die Beerdigung, 35 000 Peso, rund 600 Euro. Zu viel für die Familie. Sie hätten alle zusammengelegt, Angehörige, Nachbarn, Freunde. Doch es reiche noch immer nicht. In einem Nebenzimmer schlafen Jeritos vier Kinder.

»Wir hinterlassen eine Generation wütender Waisen«, sagt Santiago. »Die Familien der Getöteten haben gar keine Gelegenheit zu trauern. Sie sind damit beschäftigt, Geld zusammenzukratzen.«

Santiago erklärt Leah Garganta, dass sie bei seiner Kirche einen Antrag auf Hilfe stellen könne. Er hebt seine Kamera und fotografiert. Als sich der Missionar verabschieden möchte, zupft Leah Garganta an seinem T-Shirt und bittet ihn um einen Gefallen. Ob nicht ein Priester vorbeikommen könne, um ein paar Gebete für ihren Bruder zu sprechen?

Santiago verspricht, jemanden zu schicken, der sich wie er um Opfer des Drogenkriegs kümmert. »Ich sage Pater Flavie Bescheid.«

Am kommenden Tag steht Priester Flavie Villanueva in einem fensterlosen Raum tief im Keller der San-Roque-Kirche von Quezon City. 15 Witwen in grünen T-Shirts, 9 Waisenkinder und 2 Nonnen sind dort zu einem privaten Gottesdienst zusammengekommen.

Villanueva, ein kleiner Mann mit kurz rasierten Haaren und schelmischem Lächeln, 49 Jahre alt, trägt ein rotes T-Shirt, auf dem steht, er wünsche sich zu Weihnachten einen neuen Präsidenten. Am Handgelenk ein Armband mit dem Schrift-

zug: »Stop the killings, start the healing.« Er zieht sich eine weiße Soutane über und begrüßt die Anwesenden mit »Gott segne euch.«

»Amen«, ruft es im Chor zurück.

»Dieser Gottesdienst ist mehr als eine Predigt«, sagt der Priester. Er sei Teil eines Heilungsprozesses für Angehörige von Mordopfern. Eine Art spirituelle Reinigung für Traumatisierte. Hunderte hat Pater Flavie seit Beginn des Drogenkriegs in sein Programm aufgenommen, das er Paghilom – Heilung – nennt. Heilen möchte er die 62-jährige Mila David. Polizisten erschossen ihren Mann in dessen Bett. Seitdem erscheint er ihr nachts in

»Vier«, sagt die Frau leise. »Das ist ein Fortschritt«, antwortet der Priester.

Nach dem Gottesdienst zeigt er Bilder einer Überwachungskamera. Darauf ist ein maskierter Mann mit Baseballkappe und Rucksack zu sehen, der an die verschlossene Tür seines Büros klopft, auf und ab geht und dann verschwindet.

Seitdem er Morddrohungen und unerwünschten Besuch bekommt, hat er einen Leibwächter. »Ich nehme die Drohungen nicht mehr allzu ernst«, sagt er. »Solange diese schlimmen Dinge in meinem Land geschehen, werde ich den Mund aufmachen. Ich bin bereit zu sterben, wenn Gott mich zu sich rufen möchte«, sagt



**Staatschef Duterte:** »Diese Bischöfe, die ihr da habt – bringt sie um«

Träumen. Oder die 38-jährige Lourdes, die im Gefängnis davon erfahren hat, dass ihr Mann erschossen wurde, und sich nun fragt, wie sie ihre sechs Kinder durchbringen soll.

Er preist den Mut der Anwesenden, er wettert gegen den Präsidenten. Dabei laufen ihm Tränen übers Gesicht, seine Stimme bricht. »Wieso«, fragt er, »haben die Philippiner ihre Menschlichkeit verkauft?« Er geht zu einer älteren Frau, streicht ihr über die Wange. »Möchtest du noch immer als Selbstmordattentäterin deinen Mann rächen?« Der Saal lacht. Die Frau kichert verschämt und schüttelt den Kopf. »Sag uns, auf einer Skala von ein bis zehn, wie wütend bist du heute?«

Villanueva. »Natürlich habe ich Angst um mein Leben. Wenn neben mir ein Motorrad hält, zucke ich zusammen. Deswegen erhebe ich meine Stimme und trete für die Wahrheit ein. Das ist die beste Verteidigung.«

Der Priester weiß, was Drogen anrichten können. Bevor er zum Glauben fand, verbrachte er 15 Jahre im Rausch; Marihuana, Speed, Kokain, Alkohol, Pillen zum Runterkommen. Manchmal alles in einer Nacht. Je mehr Drogen er einwarf, desto leerer fühlte er sich. Erst in Gott habe er die Kraft für den Entzug gefunden.

Deswegen habe er bei der Präsidentschaftswahl 2016 seine Stimme Duterte gegeben. Nach dem Motto: Erlöse uns von dem Bösen. »Ich habe wirklich geglaubt,

dass er das Drogenproblem lösen kann. Ich gebe zu, ich habe mich geirrt.«

Am folgenden Nachmittag stieht sich Pater Flavie aus dem Büro. »Mein Leibwächter würde mich nicht gehen lassen. Zu riskant«, flüstert er und kichert. Es gehe ihm nicht darum, mutig zu sein, »sondern als Hirte das Richtige zu tun«, sagt er. Es mache ihm Sorgen, dass »wir uns so an eine Kultur des Todes gewöhnt haben, dass das Töten eines Geistlichen keine Rolle mehr spielt. Das haben die Morde an den drei Priestern gezeigt. Wir hofften, dass dies ein Weckruf für die Kirche sei, endlich ihr Schweigen zu brechen.«

Nachbarn bleiben den Totenfeiern fern. Es kam schon vor, dass Besucher von Totenfeiern erschossen wurden«, sagt er. Wer Mitgefühl für die Opfer, für tote Drogendealer, Abhängige zeige, werde in Sippenhaft genommen, als Drogensympathisant geschmäht, bedroht oder ausgegrenzt.

An einer viel befahrenen Verkehrsader Manilas steht die riesige Redemptoristen-Kirche von Baclaran. Es ist die Kirche von Bruder Ciriaco Jun Santiago. Sie ist zu einer Zufluchtsstätte für Menschen geworden, die nichts mehr zu verlieren haben. Angeschossene Dealer, eingeschüchterte Zeugen, Verzweifelte, die auf Todeslisten stehen. Sie alle finden hier Asyl.

Er will nicht, dass sein Foto gezeigt wird, aus Angst, dass seiner Familie etwas zustoßen könnte.

Lazarus will gegen die Polizisten aussagen, die ihn, wie er behauptet, töten wollten. Er ist zudem bereit, als Zeuge bei einem möglichen Prozess gegen den Präsidenten vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag aufzutreten. Im Februar 2018 hatte die Chefanklägerin Fatou Bensouda Vorermittlungen gegen Präsident Duterte eingeleitet, wegen mutmaßlicher Verbrechen in Folge des Drogenkriegs. Seitdem sammelt Santiago bei seinen nächtlichen Streifzügen durch Manila auch Aussagen von Opfern, Angehörigen und Augenzeugen. Lazarus ist sein wichtigster Mann.

»Wir verstecken Lazarus an einem geheimen Ort und sorgen für seine Sicherheit«, sagt Santiago. Die Polizisten, die auf ihn schossen, seien weiterhin im Dienst. Lazarus versinkt fast in dem Sessel und knetet nervös die Finger, während er spricht.

»Ich bin so wütend. Ich bin fast gestorben. Dann hat man mich in ein Gefängnis gesteckt. Mein Leben ist ruiniert. Meinen Ältesten habe ich seit mehr als zwei Jahren nicht mehr gesehen. Meine Frau sagt den Kindern, dass ich im Ausland arbeite«, sagt Lazarus.

Dann erzählt er seine Geschichte von der Nacht des 13. September 2016, als ihn die Polizei willkürlich aufgegriffen, verhört und anschließend zusammen mit einem weiteren Mann in eine unbeleuchtete Gasse nahe der Bucht von Manila gefahren habe. »Einer hat die Pistole auf meine Brust gepresst und abgedrückt. Ich taumelte rückwärts, und sie schossen weiter. Ich fiel gegen ein Auto. Der Alarm ging los. Ich stellte mich tot, habe mich nicht bewegt, nicht geatmet.«

An einem Samstag im Mai dieses Jahres betritt der Mann die Kirche, den sie auf den Philippinen Lazarus nennen, den Auferstandenen. Er geht mit schnellen Schritten und tief ins Gesicht gezogener Baseballkappe.

Santiago begrüßt ihn herzlich, führt ihn an einem Wächter und zwei Sicherheitsschleusen vorbei zu einer Treppe, die zu den Privatgemächern führt. Dort bittet er den Besucher, auf einem abgenutzten Sessel unter einem Kruzifix Platz zu nehmen.

Lazarus ist ein schüchterner Mann, 30 Jahre alt, mit leiser Stimme, sein richtiger Name lautet Francisco Santiago. Er ist einer der wenigen Philippiner, die ein mutmaßliches Tötungskommando der Polizei überlebt haben. Seither versteckt er sich.



Angehörige bei der Beerdigung des Opfers Garganta: »Wir hinterlassen eine Generation wütender Waisen«

Eine halbe Stunde später erreicht Villanueva das Armenviertel Barangay 28. In einer weißen Soutane und umringt von weinenden Familienangehörigen, steht er vor dem Sarg von Jerito Garganta. Der Priester blickt durch das gläserne Sichtfenster auf das wächserne Gesicht des Toten, murmelt mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen ein Gebet. Er segnet den Leichnam und sprengt Weihwasser auf den Sarg.

Einen Häuserblock entfernt trauert die Familie des 29-jährigen Angelito Lizada, der einen Tag nach Jerito Garganta getötet wurde. Auch ihn segnet Villanueva. Danach geht er nachdenklich durch die engen Gassen des Viertels, der Saum seiner Soutane schleift im Schmutz. »An vielen Opferfamilien haftet ein Stigma. Freunde und

drückt. Ich taumelte rückwärts, und sie schossen weiter. Ich fiel gegen ein Auto. Der Alarm ging los. Ich stellte mich tot, habe mich nicht bewegt, nicht geatmet.«

Er zieht sein gestreiftes Poloshirt hoch und zeigt die Stellen, wo die Kugel in seine Brust fuhr, unterhalb seines rechten Brustumfels wieder austrat und zwei hässliche Narben hinterließ. Er hebt seinen in einem seltsamen Winkel abstehenden rechten Unterarm, in dem, wie er sagt, noch immer Fragmente einer Kugel steckten. Seine Stimme bricht. Er muss kräftig schlucken, beißt sich auf die Lippe und kämpft gegen die Tränen an.

Er bittet um eine Pause, geht hinaus in den Kreuzgang und lehnt sich an die Balustrade. Seine Hände zittern, während er



**Geistlicher Villanueva, Gläubige beim Gottesdienst:** »Ich bin bereit zu sterben, wenn Gott mich zu sich rufen möchte«

sich eine Zigarette anzündet. Er lässt sich in den durchgesessenen Sessel fallen, berichtet, wie er vor Schmerzen schreien wollte. Aber sein Leben hing davon ab, sagt er, dass es ihm gelang, sich tot zu stellen. »Ich habe gehört, wie einer der Polizisten eine Waffe neben meinem Kopf platzierte und etwas in meine Hosentasche steckte. Ich habe so lange gewartet, bis ich es nicht mehr ausgehalten habe.«

In der Zwischenzeit waren die Medien eingetroffen, darunter auch der Autor und der Fotograf der Geschichte. Er habe das Klicken der Kameras gehört, sein linker Fuß habe gezuckt, und dann habe er einen Reporter gehört, der rief: »Mein Gott, er lebt!« Lazarus sagt, er habe all seinen Mut zusammengenommen und sich aufgerichtet. Erst dann sah er den anderen Mann auf der gegenüberliegenden Straßenseite liegen. Er war tot.

»Hilfe. Bitte helft mir«, fleht Lazarus in diesem Moment.

»Geht nicht zu ihm. Er hat eine Waffe«, schreit einer der Polizisten.

Lazarus lehnt gegen einen grauen Honda, hebt die Hände wie jemand, der sich ergeben möchte, und stöhnt: »Sir, Gnade, ich flehe Sie an. Ich bin unbewaffnet.«

Zwei Beamte, die Hand am Holster ihrer Dienstwaffe, gehen langsam auf den blut-

überströmten Mann am Boden zu. Einer kickt die Waffe beiseite. Andere drängen die Journalisten vom Tatort weg. Der Schwerverletzte wird in einen Polizeiwagen verfrachtet, der mit Blaulicht davonfährt.

»Ich dachte, die bringen mich jetzt im Auto um«, sagt Lazarus heute. Stattdessen wurde er in ein Krankenhaus gebracht und landete wenige Tage später im Stadtgefängnis von Manila. Fast zwei Jahre saß er wegen illegalen Waffenbesitzes in Un-

## »Ich mache das für die Opfer, die gestorben sind und sich nicht mehr verteidigen können.«

tersuchungshaft. Erst im August 2018 wies ein Richter die Anklage zurück und ordnete Lazarus' Freilassung an; die Polizisten hatten sich in Widersprüche verheddert. Seitdem träumt Lazarus von Gerechtigkeit.

»Ich habe keine Angst davor, als Zeuge auszusagen. Ich mache das für die Opfer, die weniger Glück hatten, die gestorben sind und sich nicht mehr verteidigen können«, sagt er.

Santiago verabschiedet sich von seinem wichtigsten Zeugen und erinnert ihn daran, sich morgens und abends per SMS zu melden. »Gott hat ihm eine zweite Chance gegeben«, sagt der Missionar später.

Der folgende Sonntag beginnt für Santiago auf dem Gemeindefriedhof von Caloocan. Schweigend folgt er dem Trauerzug durch ein Labyrinth aus Mauergräbern. Nischen voller übereinandergestapelter Särge.

»Warum hast du mir das angetan? Du hast mir doch versprochen, mit den Drogen aufzuhören«, klagt die Witwe des Getöteten und bricht weinend über dem Sarg zusammen. Dann wird Jerito Garganta, Ehemann, Vater von vier traumatisierten Kindern, in ein bescheidenes Mauergrab geschoben.

Santiago fotografiert und erzählt, dass seine Kirche die Kosten übernommen habe; 10 000 Peso, umgerechnet 173 Euro. Nachdem das Grab versiegelt ist und die letzten Trauergäste den Friedhof verlassen haben, steht Santiago zwischen Gräbern und scrollt durch seine Fotos. In seiner Tasche vibriert sein Telefon. Sein Kronzeuge Lazarus hat eine Textnachricht geschickt.

»Alles in Ordnung«, schreibt er.